

Wissen: Aula

Stillstand. Die Krise der deutschen Philosophie

Von Wolfram Eilenberger

Sendung: 09.09.2018

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2018

Staunen, querdenken, kritisieren - diese ureigenen Impulse scheinen der Philosophie in Deutschland abhanden gekommen. Seit Jahrzehnten dümpelt sie vor sich hin, ohne Esprit oder herausragende Köpfe. Das behauptet der Philosoph, Buchautor und Journalist Wolfram Eilenberger.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Ansage:

Mit dem Thema: „Stillstand. Die Krise der deutschen Philosophie“. Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Es ist absurd: Der Impuls des Staunens, Kritisierens scheint der akademischen Philosophie abhanden gekommen zu sein, sie befindet sich auf einem historischen Tiefpunkt. Keine einzige der 520 meistzitierten Arbeiten aus den bedeutendsten Philosophie-Journalen der Welt stammt von lebenden deutschsprachigen Philosophinnen oder Philosophen. Die deutsche Philosophie dümpelt vor sich hin, in einer Zeit, in der sie gerade aufgefordert ist, Stellung zu nehmen zu ethischen Problemen, z.B. der künstlichen Intelligenz, der Gentechnik oder der Neurowissenschaft. Das behauptet jedenfalls der Philosoph, Buchautor und Journalist Wolfram Eilenberger. In der SWR2 Aula erläutert er die Folgen und Ursachen der

Stagnation. Sein Vortrag beginnt mit einer Schilderung eines ganz normalen Konferenzalltags der Philosophen.

Wolfram Eilenberger:

Die Anstrengung, interessiert zu wirken, ist während dieser letzten *Satelite-Session* des ersten Konferenztages allen Teilnehmenden deutlich anzumerken. Nur der eigentliche Stargast der Veranstaltung – eigens aus den USA für den *Keynote-Vortrag* angereist – arbeitet auf seinem Smartphone mittlerweile intensiv und ohne erkennbare Scham eingehende Emails ab. Er hat „seine Frage“ gleich als erster gestellt und weiß sein kritisches Denk-Soll damit voll erfüllt. Noch heute Abend wird er weiterreisen. Zum nächsten, übrigens identischen Vortrag in einem europäischen Nachbarland.

Sie, geschätzte Hörer, werden seinen Namen noch niemals vernommen haben. Aber glauben Sie mir, in einem Teilbereich der analytischen Metaethik ist er derzeit einer der „big shots“. Mit anderen Worten also einer, der es in den betreffenden Zitationsrankings ganz bis an die Spitze geschafft hat.

Der tapfere Referent am Pult indes, Mitte Dreißig und seit mehreren Jahren auf einer halben Mitarbeiterstelle an einer im Feld eher unbedeutenden deutschen Universität, weiß so gut wie alle anderen im Raum auch, dass dieser Elite-Zug für ihn endgültig abgefahren ist: Er ist bereits viel zu alt. Hat viel zu wenig Veröffentlichungen sowie die falschen, da eher allgemein gehaltenen Forschungsinteressen. Vor aber allem auch das falsche Netzwerk. In durchaus gebrochenem Englisch bemüht er sich nun, den letzten Pflichtnachfragen seiner Mitpromovenden möglichst souverän und kenntnisreich gerecht zu werden. Noch zehn Minuten durchhalten, dann ist es für alle vollbracht.

Dieser Vortrag, muss man wissen, war nicht seine Idee. Aber er musste ihn halten: für den Jahresbericht, die Statistik, die Evaluation. Sowohl die eigene wie die der Fakultät. Die sogenannte Forschung, zumindest als Schwarz auf Weiß zu dokumentierende, ruht sie nämlich auch in der Philosophie nie!

Eine Wissenschaft wie alle anderen?

Eine ganz normale Szene des zeitgenössischen Universitätsbetriebs also, wie sie sich allein diesen Sommer, so oder sehr ähnlich, dutzendfach an deutschen Hochschulen abgespielt haben wird. Na und? Was gibt das zu kritisieren? Weshalb die Häme? So läuft das eben auf den akademischen Karrierepfaden unserer Zeit. Wie und weshalb sollte sich ausgerechnet die Philosophie davon befreit wissen? Ist sie etwa kein akademischer Karriereweg? Ist sie nicht auch nur eine „Wissenschaft“ oder „Disziplin“ unter anderen? Wie zum Beispiel die Biochemie, Informatik, die Archäologie oder auch die Volkswirtschaftslehre? Warum sollte man ausgerechnet an die Philosophie andere Bewertungsmaßstäbe anlegen? Andere Erwartungen mit ihr verbinden?

Ja, warum eigentlich? Das ist nun, ganz offenbar, selbst eine philosophische Frage. Und zwar eine, die sich die Zunft ganz von Beginn an gestellt hat. Die grundlegende Skepsis oder auch der offene Widerstand der Philosophierenden gegen jede Form einer Institutionalisierung steht im Anfang der Tradition selbst. Allein das unterscheidet sie von anderen Fächern der heutigen Universität.

Während nämlich an den Eingangstoren der platonischen Akademie, so will es die Überlieferung, einst ein warnendes Schild angebracht ward, das jedem, der sich nicht ausreichend in der Geometrie geübt habe, den Zugang untersagte, zelebrierten distinkt anti-akademische Charaktere wie etwa Diogenes – ungewaschen und verlaust in einer Tonne hausend – auf welchen existentiellen Bedingungen und Haltungen die Freiheit des Denkens in Wahrheit beruhte. Und während die Sophisten die Adelssöhne Athens für hohe Gelder in der Kunst des „Recht-Habens“ schulten, übte ein gewisser Sokrates auf offenem Marktplatz im Dialog mit jedem, der es sich gefallen lassen wollte, denkbar unorthodox und ironiegetränkt die der Kunst Nicht-mehr-Wissens ein.

Die Zweifel sind also alt. Und die damit notwendig einhergehenden Spannungen auch. Doch benötigt man im Jahre 2018 gewiss nicht das Daimonion eines Sokrates, um im Rahmen beschriebener Konferenzteilnahmen schon konkret leiblich zu erfassen, wie tragisch weit die Philosophie als Kunst des weltöffnenden Fragens sich in ihrer professionalisiert akademischen Form von den sprudelnden Quellen entfernt hat. Wie weit ein schlicht grundmenschlicher Impuls des Staunens, Fragens, Kritisierens im Rahmen der heutigen Kongress- und Publikationsinflation in sein abstumpfendes Gegenteil verkehrt wird. Genau so wenig wie es eines Blick auf die zahlreichen Rankings und Evaluationen bedürfte, um festzustellen, dass sich insbesondere die deutschsprachige Philosophie im Jahre 2018 auf einem geradezu historischen Tiefpunkt befindet.

Sieht man trotzdem hin, so tritt für den Zeitraum der letzten 25 Jahre beispielsweise hervor: Keine einzige der 520 meistzitierten Arbeiten aus den bedeutendsten Philosophie-Journalen der Welt stammt von lebenden deutschsprachigen Philosophinnen oder Philosophen.

Globale Stagnation

Wesentlich betrüblicher aber noch stimmt folgende Wahrheit: Die letzten großen Sprünge liegen hierzulande mindestens 50 Jahre zurück. Und weit und breit niemand in Sicht, der es an Status, Denkkraft und globaler Präsenz mit den heute greisen Granden dieser Ära aufzunehmen wüsste: Jürgen Habermas: 88 Jahre alt; Dieter Henrich: 91 Jahre; Robert Spaemann: 90 Jahre; Kurt Flasch: 87 Jahre. Selbst das ewige Infant terrible der Zunft, Peter Sloterdijk, hat die 70 mittlerweile überschritten. Von einer internationalen oder auch nur interdisziplinären Strahlkraft deutschsprachiger Philosophie kann derzeit keine ernsthafte Rede sein. Was wiederum die Frage

aufwirft: Wie konnte es im Lande von Leibniz und Kant, Hegel und Schopenhauer, Nietzsche und Arendt nur dazu kommen?

Schließlich mag man unserer Gegenwart vieles vorwerfen, jedoch nicht, dass sie nicht zu großen und ernsten Fragen Anlass gäbe: Die Digitalisierung revolutioniert den Diskursraum, die Gentechnik greift in die Grundlagen der Schöpfung ein, die künstliche Intelligenz tief in unser Selbstbild. Der Klimawandel fordert globales Umdenken, Ökonomie wie Physik befinden sich in einer schweren Grundlagenkrise, während das Wissen um die Weite und den Reichtum des Universums in einer Weise explodiert, die unsere Stellung im Kosmos abermals fraglich werden lässt. Die Welt ist in Bewegung, die Kantische Urfrage »Was ist der Mensch?« virulenter denn je. Die akademische Philosophie hingegen stagniert in zunehmend irrelevanter Selbstbespiegelung eigener Traditionsverhältnisse. Warum?

Wäre es gar die mittlerweile vollkommene Anpassung der hiesigen Philosophie an die gängigen universitären Förderungs- und Bewertungsgestelle, die sie in ihrer idealerweise höchst eigensinnigen Dynamik hemmt? Ihr den Mut und damit auch die Kraft zum relevant Neuen raubt? Sie in ihrer Entwicklung, ihrer potentiell öffnenden Freiheit dauerhaft lähmt und sediert?

Vergeblich jedenfalls wird man heute nach Aufbrüchen spähen, wie sie im Verlauf der sechziger Jahre etwa die Hermeneutik Hans-Georg Gadamers, die Diskurstheorien von Jürgen Habermas, die Systemtheorie eines Niklas Luhmann oder die Revolution ideengeschichtlicher Ansätze um Hans Blumenberg bedeuteten. Auch in Frankreich blickt die Zunft nostalgisch auf diese letzte Dekade „Wilden Denkens“ zurück, in denen Gestalten wie Michael Foucault, Jacques Derrida oder Claude Levi-Strauss das weite Feld der Theorie auf neue Fundamente stellten.

Ja selbst oder gerade in der anglo-amerikanischen Welt werden die 60er Jahre nachbetrachtend als letzte große Achsenzeit empfunden: John Rawls revolutionierte die politische Theorie. David Lewis die analytische Erkenntnistheorie, Richard Rorty den Pragmatismus und Stanley Cavell die sogenannte Philosophie „der gewöhnlichen Sprache“. Seither auch hier: Kein strahlkräftiger Aufbruch, nirgendwo. Vor mutmaßlich fixierten Fragehorizonten werden standardisierte Problemstellungen sprachlich stumpf normiert auf einer Artikellänge von 15-20 Seiten kenntnisreich abgearbeitet und weiter ausdifferenziert.

Das Exzellenz-Paradox

Die Diagnose einer atrophischen Stagnation des zeitgenössischen akademischen Philosophierens gilt also durchaus nicht nur für Deutschland. Obwohl die Situation hierzulande besonders dumpf gelagert ist. Tatsächlich fehlt es der deutschsprachigen Philosophie derzeit an so gut wie allem: nur nicht an staatlichen Fördermitteln. Die finanzielle Ausstattung der Institute ist in den letzten Jahren keineswegs dürftiger geworden. Bringt man den Mut auf, die Augen zu öffnen, ergibt sich damit ein durchaus abgründiges Exzellenzparadox: Noch niemals nämlich lebten und

„forschten“ im deutschsprachigen Raum so viele, so gut ausgebildete und nicht zuletzt exzellent benotete Philosophinnen und Philosophen wie heute. Und noch nie haben sie – sowohl feldintern wie extern – so wenig Relevantes erzeugt.

Was nicht zuletzt daran liegen mag, dass sich die epigonalen Restbestände einst dynamischer Aufbrüche in ihrem durchaus erkannten Relevanzverlust einigeln und phimotisch verengen. Mit Wagenburgmentalität wird im permanent gewordenen Kampf um öffentliche Gelder gegen die „geschätzten Kollegen“ aus den jeweils anderen Denkschulen gekeilt. Von der Philosophie zur Ideologie ist es bei solcher Haltung nur noch ein Schritt.

Die letzten Ausläufer der sogenannten Frankfurter Schule – in der vergangenen Dekade mit ihren Tätzen tief in fast jedem größeren Fördertopf – imaginieren sich als bedrohte Minderheit im ungleichen Überlebenskampf. Sowohl gegen die mutmaßlich neoliberalen Reformen innerhalb der Universität wie insbesondere gegen die Kollegen aus dem Lager der sogenannten analytischen Philosophie. Die analytischen Philosophen wiederum – mächtig geeint durch ihre Interessenvertretung der Gesellschaft für analytische Philosophie (GAP) – meinen ihre Disziplin mit dem Gestus des Zivilisationswahrers vor den Zumutungen ideologisch getränkten Weltanschauungsgeschwafels retten zu müssen. Es gibt demnach nur einen methodisch wahren Weg zu philosophieren: natürlich den eigenen.

Doch hat auch dieser analytische Stoßtrupp eigene Bitterkeiten anzuerkennen. Im Vergleich zu den anglo-amerikanischen Kollegen entwickeln sie von Deutschland kaum Wirkung, setzen kaum eigene Impulse, erlangen kaum echte Anerkennung. In den Zitationsrankings sind sie, wie gesagt, seit Jahrzehnten chancenlos abgeschlagen. Eine Betrübnis, die sich noch einmal verstärkt, wenn man weiß, dass die durchschnittliche Leserschaft solch eines Artikels in der Regel 2-5 Personen beträgt. Da wird in Wahrheit also rein für die Tonne produziert. Oder ehrlicher: für die Rubrik „Publications“ auf der eigenen Website, also den akademischen Lebenslauf.

Die globale Ranking-Logik geht derzeit über die Disziplin hinweg wie das Fangnetz eines Fischtrawlers über das Korallenriff. Mittlerweile werden an gewissen Universitäten – im Gegensatz zu Fachartikeln – eigenständige philosophische Monografien nicht einmal mehr als relevante Forschungsleistung anerkannt. Sie fließen nicht in die Evaluation ein.

So dackelt insbesondere die deutsche analytische Philosophie, selbst fast nur noch auf Englisch schreibend, den Entwicklungen in den USA ebenso brav hinterher wie der Dax an der Frankfurter Börse dem New Yorker Dow Jones: immer ein bisschen später, immer ein bisschen schwächer, immer ein bisschen unbedeutender.

Nur ein Kind wird dabei glauben, dass diese Konstellation rein auf der Qualität der erzeugten Gedanken beruhte. Hat man sich einmal der normativen Macht von globalem Ranking und Evaluation überantwortet, ist die Bildung von

Zitationskartellen als macht- und einflussichernden Mitteln eine kaum zu unterbindende Folge. Das relevante Sagen haben hierbei die anglo-amerikanischen Kollegen an ihren vergleichslos gut ausgestatteten Elite-Instituten. Ein rationales Interesse, etwas an den vorherrschenden Zuständen zu ändern, besteht von deren Seite selbstverständlich nicht.

Das könnte man auch auf Seite deutscher Institute leicht begreifen. Will es aber offenbar nicht. Stattdessen fordern nicht wenige Kollegen gerade aus dem analytischen Bereich die vollkommene Aufgabe von Deutsch als Publikations- und perspektivisch auch Lehrsprache an ihren Seminaren. Gerade so, als sei es gleichgültig, in welcher Sprache eine tiefer Gedanke seine Form findet. Gerade so, als sei die Sprache ein dem Denken jeweils äußerliches Mittel und nicht ein im Anfang bedingendes Medium. Die immer mächtigeren Tendenzen an deutschen Universitäten, die eigene Landessprache zugunsten des hegemonial gewordenen Englisch aufzugeben, erscheinen hier geradezu wie die Aufforderung zum Selbstmord aus Angst vor dem Tod. Mit gleicher Plausibilität könnte man versuchen, die deutsche Literatur zu retten, indem man den jungen Talenten dieses Landes anempfiehlt, doch zukünftig besser auf Englisch zu schreiben.

Schon wahr: Es ist durchaus nicht sicher, ob im Jahre 2018 die Rede von einer „deutschen Philosophie“ noch sinnvoll sein kann. Es ist nicht einmal sicher, ob sie es im Jahre 1818 oder 1918 sein konnte. Aber so zu tun, als sei es gleichgültig, in welcher Sprache ein Mensch – stellvertretend für alle – den Fragen nachgeht, die ihn als kulturelle Existenz am tiefsten betreffen, ist schlicht und einfach eine Barbarei des Geistes.

Warum es die Krise nicht gibt

Ach, wie leicht es ist, so zu klagen. Wie lustvoll, den totalen Tiefpunkt zu verkünden. Sich voller Innbrunst im eigenen Krisensumpf zu suhlen. Und wie urdeutsch. Denn auch dieses Tiefpunktgeraune hat natürlich seine eigene Tradition. Es begleitet die Philosophie ebenfalls von ihren Ursprung an.

Wagen wir also, mit wachem Blick auf die Gegenwart, einmal den radikalen Perspektivwechsel: Mehr als 700 Menschen sind anlässlich des Philosophie-Festivals phil.Cologne in den Bismarck-Saal des WDR gekommen, um den Bonner Philosophieprofessor Markus Gabriel live in Köln auf der Bühne zu erleben. Gabriel ist so etwas die der einsame Überflieger der hiesigen Szene. Bereits mit 28 Jahren auf eine Professur berufen, weiß er sich fachintern bestens etabliert, wie er auch mit seinem eher populär gehaltenen Werk „Warum es die Welt nicht gibt“ zum veritablen Bestsellerautor aufstieg, dessen Werke mittlerweile in mehr als ein Dutzend Sprachen übersetzt sind. Gabriel ist darüber hinaus Teil einer vor allem europäische Gruppe des sogenannten „Neuen Realismus“ – einer durchaus innovativen Denkschule, deren Kernforderung darin besteht, endlich aus dem erkenntnistheoretischen Rahmen auszubrechen, das die Philosophie mindestens seit Immanuel Kant prägt und beschwert. In Gabriels eigenen Worten: „Der Neue

Realismus nimmt an, dass es objektive sowie subjektive Tatsachen gibt, die wir erkennen können. Viele dieser Tatsachen sind davon unabhängig, dass wir Überzeugungen dazu haben.“

Da wäre er also, ein neuer Aufbruch! Da wäre sie also, eine neue wilde Schule! Frisch im Branding, scharf im Angang und bisweilen sogar selbstironisch in ihrer Anmaßung.

Shooting-Star Gabriel hält für das zahlende Publikum an diesem Abend aber noch weitere gute Nachrichten bereit: Noch niemals nämlich, verkündet er, sei das Niveau des Philosophierens in Breite und Spitze so hoch gewesen wie heute. Selbst ein ganz normaler Professor würde heute – mit dem ihm zur Verfügung stehenden Begriffen und Unterscheidungsinstrumenten – einen leibhaftigen Plato oder Aristoteles wie einen blutigen Anfänger aussehen lassen. Zahlreiche Fehlleistungen seien mittlerweile korrigiert, einflussreiche Gedankenfehler endgültig entlarvt, vorgebliche Scheinnotwendigkeiten befreiend überwunden. Der Eindruck einer lähmenden Stagnation des Denkens wäre, Gabriel folgend, deshalb vor allem dem derzeit einmalig hohen Grundniveau geschuldet. Selbst die Sehnsucht nach guruhaften Meisterdenkern, so legt es Zauberlehrling Gabriel an diesem Abend nicht ganz ohne eigene Meisterdenkerattitude nahe, habe die heutige Philosophie heilsam verwunden. Insgesamt sei es deshalb doch herrlich, wie weit man es mittlerweile gebracht habe!

Man kann diese Haltung nachvollziehen: Vermutlich nämlich hätte kein einziger der einst bahnbrechenden Artikel im Bereich der Ethik aus den sechziger und siebziger Jahren – etwa von Denkerinnen wie Philippa Foot oder Bernard Williams – heute auch nur noch die geringste Chance, von einem der führenden Journale angenommen zu werden. Genauso wenig, wie Günter Netzer oder Wolfgang Overath heute eine Stammplatzchance bei Hannover 96 hätten – oder Jimmy Connors die zweite Runde bei einem Grand Slam-Turnier überstünde. Die universitären Denkatleten sind alle bestens trainiert, extrem karriereorientiert und können philosophisch genau das, was der ARD-Fußballexperte Mehmet Scholl unlängst in einer kontroversen Stellungnahme der neuen Generation von Fußballprofis und Bundesligatrainern vorwarf, nämlich, wenn nötig auch im Schlaf, „18 Systeme rückwärts furzen“.

Nur, und auch hier trägt die Analogie zum Sport vollkommen, ansehen beziehungsweise lesen will das gerade in der Philosophie kaum noch jemand. Weil dort »auf dem Platz« einfach nichts geschieht, was irgendeinen wachen Geist wahrhaft interessieren, geschweige denn produktiv desorientieren würde. Tritt man einen kritischen Deutungsschritt zurück, könnte das derzeit in der Zunft vorherrschende Niveau an Binnendeutungsartistik deshalb vor allem eines sein: ein Zeichen hoffnungslos ausgelaugter Forschungsprogramme und Fragestellungen.

Dennoch hat Gabriels Auftritt an diesem Abend etwas erfrischend Mitreißendes. Aus diesem Mensch spricht tatsächlich – ganz gegen die Macht der Zahlen und Rankings

– die Überzeugung, dass die deutsche akademische Philosophie sich mit einer Fülle außergewöhnlicher Talente im Alter von 30-45 Jahren gerade am Beginn eines neuen goldenen Zeitalters befindet. Freilich nur, wenn diese jungen Wilden, wie Gabriel selbst, den Mut finden, sich nicht allzu eng an den notwendig nivellierenden Spielregeln des universitären Betriebs zu orientieren. Durchaus möglich also – und durchaus zu hoffen – dass man gerade heute, am scheinbaren Tiefpunkt eines über 300-jährigen Traditionsgeschehens in diesem Land, einmal mehr goldenen Zeiten entgegen geht. Wo die Gefahr am größten ist, wächst mutmaßlich ja auch das Rettende.

Zauber der Zwanziger

Zumal die wahre Größe einer Denkepoche gerade in der Philosophie meist erst in einer Rückschau aus Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten in aller Klarheit vor Augen tritt.

So wie heute etwa die Zwanziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, gerade im deutschsprachigen Raum, als letzte wahrhaft große Explosion des Denkens erkennbar sind. In weniger als zehn magischen Jahren, zwischen 1919 und 1929, spannten Ludwig Wittgenstein, Martin Heidegger, Walter Benjamin und Ernst Cassirer mit ihren Gedanken das Zelt unseres heutigen Denkens auf. Mit ihren epochalen Werken – wie Wittgensteins „Tractatus logico-philosophicus“, Heideggers „Sein und Zeit“, Benjamins „Ursprung des deutschen Trauerspiels“ und Cassirers dreibändiger „Philosophie der symbolischen Formen“ – stehen sie im Ursprung sämtlicher heute bestimmender Denkschulen: der Analytischen Sprachphilosophie wie dem Existentialismus, der Hermeneutik wie der Dekonstruktion, der Kritischen Theorie wie der Kulturwissenschaft und strukturalen Semiotik.

Womöglich lässt sich in der Rückschau auf diese „Zeit der Zauberer“ gar so etwas wie ein Bedingungsprofil für große gedankliche Durchbrüche etablieren: Zunächst wäre da wohl das zivilisationsbestimmende Gefühl einer tiefgreifenden Krise zu nennen, die sämtliche Bereiche der Kultur, Wissenschaft und Gesellschaft erfasst. Wie in den Zwanziger Jahren – nach dem Ende des Großen Krieges und dem Zusammenbruch zweier Kaiserreich im Herzen Europas – zweifellos der Fall. Zeiten schwerer kultureller Desorientierung sind immer Blütezeiten der Philosophie gewesen. Wenn junge, genial begabte Menschen in diesen Phasen zudem den Mut finden, von ausgetretenen Forschungspfaden abzuweichen, öffnen sich neue Wege, die im Idealfall weit über das ohnehin schwer eingrenzbares Feld der Philosophie hinausführen. Zumal dann, wenn diese Menschen das Philosophieren nicht hauptsächlich als akademische Karriereoption begreifen, sondern in erster Linie als eine Weise, der eigenen Existenz Sinn, Halt und Orientierung zu geben,

So jedenfalls lässt sich das Denkerprofil beschreiben, das in den Zwanziger Jahren zu besagten großen Durchbrüchen führte und von der Philosophie ausgehend in so gut wie alle Disziplinen der Akademie ausstrahlte: von der Theologie bis in die Mathematik, von der Linguistik bis in die Literaturwissenschaft, von der Psychologie

bis in die Politikwissenschaft. Es ist dabei gewiss kein Zufall der Geschichte, dass es Heidegger selbst war, der zur Beschreibung seines Selbstverständnisses den Kampfbegriff der „anti-akademischen Philosophie“ ersann; dass Ludwig Wittgenstein in seinem Leben nur ein einziges Mal an einer Fachkonferenz teilgenommen hat – und sich fortan in bleibender Abscheu von diesem Almauftrieben verbeamteten Denkens fernhielt. Und dass Walter Benjamin, anlässlich des letzten philosophischen Kongresses, den er sich als Besucher zumuten wollte, im Jahre 1924 folgendes zu Papier brachte: „Daß die Philosophen die schlechtbezahltesten, weil überflüssigsten Lakaien der internationalen Bourgeoisie sind, war mir bekannt. Daß sie aber ihre Subalternität mit einer derart würdigen Schäßigkeit überall zur Schau stellen, war mir neu zu sehen.“ (ZDZ, 223)

Blickt man auf die letzten dreihundert Jahre moderner Philosophiegeschichte zurück, tritt nämlich auch dies mit eigener Klarheit hervor: Die neuen Aufbrüche kamen – über Spinoza, Hume, Schopenhauer und Nietzsche – mit schöner Regelmäßigkeit von außerhalb der Akademie. Sie kamen von Gestalten, die sich in bleibend kritischer Distanz zur Philosophie als Karrieredisziplin hielten. Und sie kamen nicht zuletzt von Meistern ihrer Muttersprachen. Von Denkern, die ihren Kampf um neue Einsichten auch als Kampf um einen eigenen sprachlichen Stil und Sound begriffen.

Was tun?

Womit man doch wieder in der Gegenwart, dem dicht gebuchten philosophischen Konferenzsommer des Jahres 2018 angekommen wäre. Und damit vor allem der Frage, ob die derzeit vorherrschenden akademischen Ausbildungs- und Qualifikationsverhältnisse der Sache des Denkens wirklich förderlich sind – oder nicht vielmehr schwer schädlich.

Jedenfalls werden im derzeit vorherrschenden Karrieregestell gerade die energetischsten Talente angehalten, in ihren potentiell kreativsten biographischen Phasen auf Englisch zu vorgestanzten Fragen in vorgestanzten Formaten zu publizieren. Sie werden angehalten, sich möglichst früh zu einer Denkschule zu bekennen und sich darin möglichst früh publikationsträchtig zu spezialisieren. Sie werden strukturell entmutigt, ihre Einsichten im Sinne der breiten Öffentlichkeit zu vermitteln und einzubringen.

Die wenigen aber, die es geistig noch halbwegs lebendig geschafft haben, um das 40. Lebensjahr eine der raren Professuren zu ergattern, stehen dann ohne jede weitere Berufserfahrung und in der Regel auch ohne jede pädagogische Ausbildung oder Vermittlungskompetenz vor ihren Studierenden. 50% ihrer Zeit müssen sie fortan – im hehren Namen der akademischen Forschung – dem Ersinnen und Abarbeiten von Förderungsanträgen und weiterem Verwaltungskram widmen. Und zwar arbeitslebenslang.

So war das eigentlich nicht gedacht. Vor allem aber: So wird nicht eigentlich gedacht.

Wagen wir zum Ende deshalb, als Philosophen, die wir sind, ein moderates Gedankenexperiment: Vom nächsten Semester an werden an allen philosophischen Lehrstühlen des Landes sämtliche Evaluationen boykottiert. Rankings werden selbstbewusst ignoriert. Eigene Frageinteressen denen des Betriebs vorangestellt. Studierende und Promovenden konsequent ermutigt, in ihrer Muttersprache und darüber hinaus in verschiedenen Genres (Essay, Monographie, populäres Sachbuch, Tagebuch) ihre philosophische Stimme zu suchen und zu finden.

Ja, gewisse Mittel werden dann fehlen. Gewisse Gelder nicht mehr fließen. Spannungen mit den anderen Fakultäten unvermeidlich auftreten. Manche Pflichtkonferenz ausfallen oder schlicht sinnlos werden. Aber würde auch die Sache des Philosophierens leiden? Die Qualität fortan entwickelter Gedanken? Ihre Tiefe, Wucht und etwaige Breitenwirkung?

In Wahrheit glaubt das kein Mensch. Weder innerhalb noch außerhalb des Betriebs. Was dann doch recht unvermeidbar zu dem einen Schluss führt: Das erste und wichtigste, woran es der akademischen Philosophie in diesem Lande fehlt, ist weder Geld noch Talent, sondern Mut. Es ist der Mut, sich auf die Berufung des Denkens zu konzentrieren, anstatt auf den Beruf. Es ist der Mut, das zu wagen, was die Philosophie schon immer und von ihrem Ursprung wollte: einen neuen, befreienden Anfang. Für das eigene Selbst. Für uns alle.

Wolfram Eilenberger, geboren 1972, ist Philosoph und Schriftsteller und Gründungschefredakteur des Philosophie Magazins.
Weitere Informationen im Internet: wolfram-eilenberger.de

Service:

SWR2 können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de, auf Mobilgeräten in der **SWR2 App**, oder als **Podcast** nachhören:

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die neue SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app